



sehen die aassfressenden Vögel, die sich bei dieser Arbeit in erster Linie hervortun, die Futtevvorräte an Menschenfleisch, welche ihnen die Natur unter Zutun des Menschen zur Verfügung stellt, solche welche der Herr der Schöpfung ihnen selber offeriert und die Entwicklung dieser seiner Gewohnheit.

Ist es schon ein trübes, blutiges, ekles Bild, das uns Geier und Rabe in ihrer Mahlzeit am gefallenen tierischen Körper weist, so ist dasjenige, das den menschlichen Körper als vogelweltliche Beute zeigt, noch viel entsetzlicher, schauererregender, wenigstens im Gemüte des abendländischen Kulturmenschen, der gewohnt ist, den Vögeln andere Futterplätze als solche offen zu halten. Aber es muss doch gezeichnet werden, als Beitrag zur Lebensweise und Ernährung der aassfressenden Vögel und ihrer Bedeutung in Wohlfahrt und Brauch der menschlichen Gesellschaft.

Die Aassfresser in der Vogelwelt sind der Hauptsache nach bekannt. Ihr Typus ist der Geier. Dass die Geier sich sammeln, wo Aas ist, steht schon im Alten Testament verzeichnet, wenn in der Uebersetzung auch von Adlern die Rede ist. Ihr Hauptwohngebiet ist Nordafrika, Südasien und Südamerika; jeder dieser Landstriche hat seine besonderen Typen der nicht durch viele Schönheit ausgezeichneten Geiergesellschaft, von der wir hier für die Mittelmeergegenden der Alten Welt den weissköpfigen und den Kuttengeier, speziell für Afrika den Ohrengeier, für Ostindien und die Sunda-Inseln den Pondichery-Geier (*Vultur pondicerianus*) nennen wollen. Der Schmutzgeier (*Neophron percnopterus*) gehört dem ganzen genannten Gebiete an, während Königsgeier, Kondor, Hühnergeier und Urubu (*Cathartes aura* und *C. atratus*) in der Neuen Welt zu Hause sind. Noch wäre unser weitverbreiteter Lämmergeier zu nennen. Früher hat man ihn auch als Vertilger von Menschenfleisch dargestellt, und wir müssen ihn dieses seines vermeintlichen Kannibalentums wegen auch in dieser vogelweltlich-gastronomischen Studie wenigstens erwähnen. Auch Brehm sagt in seinen „Reiseskizzen aus Nordostafrika“ von der südlichen Form des Bartgeiers, *Gypaëtus meridionalis* Kais. und Blas. in Unterägypten: „Wo er erscheint, ist er der Schrecken der Mütter; ihm gilt es gleich, seiner Brut eine Ziege

oder ein kleines Kind zum Fressen vorzulegen.“ Bekanntlich wurde dann der Erzählung von menschenraubenden Adlern und Geiern, die schon in der ältesten Mythe eine bedeutende Rolle spielte, und die dann in späterer Zeit von ganz bedeutenden Forschern, namentlich aus der Schweiz, beglaubigt wurde, scharf zu Leibe gerückt. Selbst Brehm blieb nicht nur nicht Skeptiker an der einstens aufgestellten These, sondern in seinem „Tierleben“ wirft er sie gänzlich über Bord, und in neuester Zeit wird sie kecklich als Fabel bezeichnet. Auch ein anderer Satz, den Brehm in obengenannter Quelle angibt, und der sich dem besprochenen anschliesst, dürfte lediglich als volkstümliche Anschauung Richtigkeit haben. Der Forscher sagt: „Im Sudan stehen alle grossen Geier in dem Rufe, in der Steppe schlafende Menschen anzufallen, zu töten und zu verzehren,“ was „jedenfalls unbegründet ist,“ wie der Reisende beifügt, und wie durch eine spätere Angabe aus Indien erhärtet werden wird.

Um nun in Kürze noch der anderen Aasfresser zu gedenken, so finden wir unter den Raubvögeln namentlich Bussarde und Milane, die mit Aas vorlieb nehmen, sodann alle Raben, denen auch die Sagenwelt in ihrer Eigenschaft als Aasfresser manchen Zug entnommen hat. Weiterhin kommen für Afrika und Südasiens noch die Marabustörche, denen sich hier und da noch Fregattvögel, gierige Freunde von Aas, zugesellen. Eine Anzahl dieser Vögel verschaffte sich durch ihre leichenbergende Tätigkeit den Ruf der Heiligkeit oder wenigstens den weitgehendsten Schutz. Ersterer kommt dem Geier bei den Hindu, letzterer in Nordafrika und Südamerika zu. In Afrika steht der aasvertilgende schwarze Wüstenrabe (*Corvus umbrinus*) in hohem Ansehen. Auch der Marabu gilt vielen Bewohnern des Schwarzen Erdteils als heilig.

Alle diese genannten Vögel kommen auch als Verzehrer menschlicher Leichen in Betracht, um so mehr, je mehr ihnen menschliche Sitte diese Arbeit zuschiebt oder je heftiger der Mensch unter seinesgleichen wütet, um dann der Verwesung zu überlassen, was er mit kalter Hand vernichtete.

Damit haben wir die beiden Hauptgruppen von Futterquellen bezeichnet, die der Mensch in Gestalt von menschlichen Körpern dem Vogel überlässt, das Aussetzen der Leichen der verstorbenen Menschen

mit dem Zwecke, sie von den Vögeln auffressen zu lassen oder doch mit dieser Folge, und die Bildung natürlicher Todesstätten, von denen sich der Vogel den menschlichen Kadaver raubt. Das Material, das sich diesen Ausführungen anschliesst, wollen wir der Uebersicht halber in vier Titeln zusammenstellen, die besonderer Behandlung bedürfen: 1. Menschliches Aas in der Natur. 2. Die Leichenaussetzung. 3. Die Leichenaussetzung in Südostasien. 4. Zweck und Entstehung dieser Sitte.

1. Menschliches Aas in der Natur.

Es ist zwar ein etwas harter Ausdruck, der im ersten Teile dieser Ueberschrift enthalten ist, aber er kann deswegen nicht vermieden werden, weil er dem Sinne nach zu allen Zeiten existierte. Er ist die Bezeichnung für jene sterblichen Ueberreste des Menschen, denen der Henker gewaltsam diesen Charakter verliehen hat, die der Dolch des Mörders oder die Kugel des Feindes schufen, und die nun achtlos dahinflauen, wenn es nicht eben der Vogel ist, der ihnen in seinem Magen Aufnahme verschafft. Was sich in der weiten Natur draussen abspielt, das ist ein zäher, stiller oder lauter Kampf zwischen dem Starken und Schwachen, zwischen Tieren und Tieren, zwischen diesen und dem Herrn der Schöpfung, zwischen der Natur und allen ihren Gliedern. Von den Leichen dieses Riesenschlachtfeldes bezieht der aafressende Vogel seine Nahrung. Den Leichnam dessen, den die Natur mit den Keulen von Kälte, Blitzschlag, Hunger vernichtete, machen sich die zersetzenden Lüfte, der nahrungsuchende Erdboden und der beute gierige Raubvogel streitig. Lenz war ein Beispiel bekannt, nach dem in Bayern während des Winters ein Seeadler geschossen wurde, der Teile eines erwachsenen Menschen, welcher wahrscheinlich erfroren war, in dem Magen hatte. Und so mag die Natur noch manchen menschlichen Erdbewohner auf urwüchsigem Rasen der Hand des Todes und dem Schnabel des Vogels überwiesen haben, statt ihm die letzte Ruhestätte in der Erde zu gewähren.

Namentlich entlegene, dünnbevölkerte, verkehrsarme Gegenden sind und waren Plätze solcher Schauerszenen. In den Wüsten schimmern nicht nur die sonnengebleichten Knochen gefallener Maultiere und Kamele aus dem Sande, nicht nur um Pferdeschädel wuchert das dünne Gras der Steppe, auch Menschenschädel grinsen da zum

blauen Himmel, der einstens Zeuge elendiglicher Zertrümmerung eines machtlosen Menschenlebens war. Der Körper, der es barg, hat sein Fleisch Rudeln von Raubtieren abgegeben. Der Geier ist mit dem Schakal der Knochenschäler des in der Wüste verunglückten Reisenden und seiner Tiere. Fällte ihn das Klima, und was in seinem Dienste steht, in den glühenden Sand, oder traf ihn die Kugel des Wegelagerers, die Lanze des Karawanenwürgers, der Dolch des Mörders, immer gibt er sein Fleisch den tierischen Aasfressern als schrecklichen Tribut, wenn nicht ein mitleidiger Arm einen Steinhaufen über den Entseelten türmt. Für den räuberischen Beduinen, der von der Mekkapilgerkarawane ertappt und in manchen Fällen gepfählt wurde, mag es eine Wohltat sein, wenn eine Geierschar in wenigen Minuten seinen Leib verzehrt, als wenn sich dieser unter den glühenden Strahlen der Tropensonne noch einige Tage am Pfahle winden muss, bis er verhungert. Leider aber gestattet die Eigenart des Geiers ein solches mildtätiges Vorgehen in der Regel nicht, denn wie schon angedeutet: Einen noch zuckenden oder lebenden Menschenkörper fällt er nicht an. Er wartet eben geduldig, bis der letzte Lebensfunke erloschen ist, wie er sich mit seinen hungrigen Genossen schon um den schlafenden Menschen gruppiert, in der angenehmen Hoffnung, einen ewigen Schläfer vor sich zu haben. So sagt Darwin von den südamerikanischen *Polyborus*-Arten, den Caracaras und Himangos: „Ihre geierartige, aasfressende Eigenschaft wird jedem deutlich, der einmal in den Wüstenebenen Patagoniens eingeschlafen ist. Denn wenn er aufwacht, sieht er auf jedem kleinen Hügel in der Nähe einen dieser Vögel sitzen, der ihn geduldig mit tückischem Blicke beobachtet.“ Die genannten Vögel, die Aasfresser des tropischen Südamerika, haben aber auch schon manchen, der seinen letzten Hauch in der einsamen Wildnis ausseufzte, in ihrem Magen beerdigt.

Waren es nicht die Opfer des Klimas, so hatte sie die Bola des Gaucho und des Eingebornen getroffen oder eine feindliche Menschenhand auf andere Weise aus dem Dasein befördert. Und so haben Wildheit und Gewissenlosigkeit des Menschen dem Aasvogel auch in anderen Erdstrichen oftmals eine schauerliche Futterquelle eröffnet. Namentlich in dem geierreichen Indien ist diese von grausiger Reich-

haltung. Schrecklich ist es, was über die Zahl und die Ausführung der Morde im Zauberlande der Märchen berichtet wird. Die Erlaubnis zum Mord unter gewissen Verhältnissen gibt schon die Religion des Indiers, die hier und da gestattet, dass ein Kranker getötet werde, wenn der Arzt alle Hoffnung aufgegeben hat. Diese von Ida Pfeifer angegebene These ist um so schwerer verständlich, als der Hindu selbst das alte und kranke Tier zu töten verabscheut und in besonderen Hospitälern bis zu seinem Ende verpflegt. Aber unbestrittene Tatsache ist es, dass in Indien viele Kranke und Gesunde, letztere nach ihrer Ermordung, den umhüllenden Wassern des heiligen Flusses überantwortet werden. An den Strand geworfen, werden die Leiber eine Beute der Schakale und wilden Hunde, wenn sich nicht vorher schon die Geier ihrer bemächtigt haben. Jedenfalls sieht man am Morgen nach der Mondnacht „ein paar Geier auf demselben Flecke sitzen, und nichts bleibt von dem Gemordeten zurück, als etwas wenig Gebein.“

Noch viel auffallender als in diesen Einzelfällen tritt jedoch die Tätigkeit der aassfressenden Vögel in jenem Massenmorden zutage, das der Träger der Vernunft Krieg und Schlacht nennt. Zwar versorgt man in den modernen Kriegen das zu Grunde gerichtete Menschenmaterial auf eine solche Weise, dass sich der Aasvogel mit kleiner Beute, die mehr Abfälle und Tierleichen umfasst, begnügen muss. Aber in früheren Zeiten hatte er bei solchen Gelegenheiten eine reichbesetzte Tafel, und noch bis tief in das verflossene Jahrhundert hinein mochte sein gieriger Schnabel manchen unauffindbaren gefallenen Kämpen benagen, der vorher mit Bajonett und Kugel den Feind benagt hatte. Der Lohn des Tapferen war ein Grab im Vogelleibe.

Der Geier ist der Vogel des Schlachtfeldes, und an Genossen an dieser Stätte des Würgens fehlt es ihm nicht. Auch der Adler wird ihm namentlich im Volksmunde und in der Mythe häufig beigesellt. Schon in der Edda ist von dem Adler Hraeswelgr, dem „Leichenschwelger“ die Rede. Sonst erzeugt der Schlag seiner Riesenfittiche Wind, aber er ist auch gemeint, wenn es beim drohenden Weltuntergang, wenn die Weltesche zittert, heisst: „Der Adler schreit, Leichen zerreisst er.“ Aber auch als in den Schlachten mitkämpfend dachten ihn die alten Germanen, wie sich auch die Raben Wotans

auf die Feinde stürzen sollten. Sie alle, die Begleiter des Schlachten-gottes, Wolf, Adler (d. h. Geier) und der „wolkenschwarze Rabe“, mussten sich nach dem Sinne der deutschen Recken an dem Kampf-getöse freuen. Auch in der slawischen Sage tritt der Adler auf, wie er dem in die Schlacht ziehenden geisterhaften Wendenkönige beisteht, indem er sich auf die deutschen Krieger stürzt und sie zerreisst. Die altüberlieferten Erzählungen beweisen die einstige Existenz von Raubvogelmahlzeiten auf dem Schlachtfelde, wo noch ganze Heere ihre Helme mit starkfederigen Flügeln zieren konnten: So stark war infolge der geringen Bevölkerungsdichtigkeit und des grossen Wildreichtums der Bestand am Raubgevögel. Sein Wirken in den Leichenhaufen, die „jene“ barbarische Zeit auftürmte, musste also jedenfalls auffallend sein.

Aber auch später noch zeigte es sich in diesem Charakter. Viele Berichte bezeugen die leichenbergende Wirksamkeit des aassfressenden Gevögels nach der blutigen Schlacht und müssen sie gar noch als eine weise Aushilfe der Natur kennzeichnen, die dadurch Tausende verwesender Leichname schnellerer Vernichtung entgegenführte und die Luft wenigstens einigermaßen vor Verpestung schützte. Eine solche träte namentlich in den Tropen rasch ein, und es ist bei primitiven hygienischen Verhältnissen daselbst daher eine Wohltat, dass sie der Hauptsitz einer Unmenge aassfressender Vögel sind, die nun auch die gefallenen Krieger in sich aufnehmen und namentlich dann, wenn niemand für deren Bestattung sorgt. Bei Belagerung der Stadt Prom in Hinterindien (im Jahre 1540 ungefähr) sollen nach Mendez Pinto 80 000 Mann an einer Seuche gestorben sein, und der abenteuerliche Berichterstatter fügt bei: „Unter diesen befanden sich auch 500 Portugiesen, denen kein anderes Grab zu teil wurde, als der Bauch der Geier, Raben und anderer Raubvögel (Pinto's Reisen, übersetzt von Külb, Seite 264). In dem Berichte des Spaniers Coronado über einen 1564 unternommenen Eroberungszug nach Costarica heisst es: „Die „auras“ genannten Vögel (*Zapilote*, *Cathartes foetens Illig.*), welche die Leichen der Erschlagenen auffressen, sind so zahlreich, dass sie bei jedem Schlachtgeschrei, in grosser Menge herbeieilend, die Sonne verdunkeln“ (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Band 19, Seite 50). In einer Schrift aus der Zeit des Dreissigjährigen Krieges heisst es:

„In allen Dörfern sind die Häuser voller Leichname und Aeser gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesinde, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben- und untereinander, von der Pest und Hunger erwürgt, voller Maden und Würmer und von Wölfen, Hunden, Krähen, Raben und Vögeln gefressen, weil niemand gewesen, der sie begraben, beklägt und beweint hat“ (Bintz, Deutsche Kulturbilder, Band 1, Seite 201). Professor Dr. William Marshall in Leipzig hat noch von Augenzeugen erzählen gehört, dass den Trümmern der Grossen Armee bei ihrem Rückzuge aus Russland „Krähen zu Tausenden“ nachgezogen seien. „Eine Krähe fragt nicht darnach, ob sie sich vom Leichnam eines Karrengauls oder eines französischen Generals sättigt“ (Zoologische Plaudereien, Band 3, Seite 148). Während des Krimkrieges sammelten sich bei Sebastopol enorme Massen von Geiern, wie Dr. A. Girtanner in St. Gallen bemerkt, wahrscheinlich sämtliche des Kaukasus und Kleinasiens zusammen, um da Soldatenfleisch zu schmausen (Bericht über die Tätigkeit der St. Galler Naturwissenschaftlichen Gesellschaft 1899/1900, Seite 107).

Denn das ist eben das Eigentümliche bei den scharfäugigen aassfressenden Vögeln, dass sie sich gleich in Scharen sammeln, wo ein Frass ihrer wartet. Nicht nur die Beute erkennen sie aus weiter Ferne, indem sie ein Gebiet von vielen Meilen im Umkreise überschauen, sondern auch ihre „ebenfalls im Luftmeere schwebenden Nachbarn werden scharf überwacht, und die freudige Nachricht von der Entdeckung eines Aases pflanzt sich auf diese Weise mit Blitzesschnelle von Geier zu Geier fort“, wie obengenannter rühmlichst bekannter schweizerischer Ornithologe ausführt. Die Tatsache des blitzschnellen Ansammelns von Geiern bei einem Aase, als ob sie telephonisch dazu zusammenberufen worden wären, ist schon vielen Forschern, Reisenden und auch dem Volke aufgefallen. Schon Aristoteles sagt: „Den Kriegsheeren folgen die Geier in grosser Menge“, und Aelian berichtet: „Der Geier frisst das Fleisch toter Menschen und Tiere und hält auch bei demjenigen Wache, der dem Tode nahe ist. Er folgt den Heereszügen und weiss mit prophetischem Geiste (aus Erfahrung), dass es im Kriege Tote gibt.“ In den Fehden der ost-jordanischen Bauern und Nomaden wird der verwundete Feind den

wilden Tieren überlassen, „von denen die Adler (Geier) sich schon während des Kampfes einzustellen gewohnt sind“ (Zeitschrift für Ethnologie 1873, Seite 284). Wie der Geier gleich vorhanden ist, wo sich ein Schlachtfeld gebildet hat, erfuhr unser schweizerischer Forscher Dr. C. Keller 1891, als die Karawane, mit der er durch das Somaliland zog, in der Nähe des Flusses Webi angegriffen worden war, aber den Feind zurückschlug. Bei der Schilderung dieses Erlebnisses (Globus, Bd. 69, Seite 364) sagt er: „Was mich ausserordentlich frappierte, war das Erscheinen der Kappengeier, deren Witterung wunderbar fein sein muss, denn schon bei Sonnenaufgang (der Angriff war nachts erfolgt), also nur etwa vier Stunden nach dem Angriff, machten sie sich über die Leichen her. . . .“ — Offenbar müssen Geruch und Auge bei der raschen Ansammlung der Geier bei einem sich bildenden Fressplatze eine Rolle spielen, wenn auch diejenige des Gesichtes als die grössere anzusehen ist.

* * *

*

Dort oben auf dem Hügel vor der Stadt stand er in der guten alten Zeit, ein anderer menschenfleischbesetzter Futtertisch für die Vogelwelt: ein kreisförmiges Gemäuer, drei gemauerte Steinpfosten darauf oder auch ein paar starke Balken, die oben durch hölzerne Querbalken verbunden waren! Der Rabenstein! Schon mit dem Namen hat man eine einstige Nahrungsquelle der Krähenwelt gekennzeichnet. Schauerliche Erzählungen klangen allüberall um das flackernde Feuer des friedlichen Herdes, und grausig durchzieht es uns noch heute, wenn wir uns in die Barbarei jener glücklichen Galgenzeiten zurückversetzen. Und die düsteren, heiser krächzenden, durch Sage und Mythe mit unheilswangerem Nimbus umleuchteten Rabengestalten machen das dunkle Bild nicht freundlicher; sie geben ihm zu dem Charakter des Schrecklichen den Stempel des düster Geheimnisvollen. Sie sind die ursprünglichen Träger der Bezeichnung „Galgenvogel“, der in Schwärmen das Hochgericht, das einstens die deutsche Landschaft bei fast jedem freien Städtchen dekorierte, umflog, der auf dem Balken, wo „Seilers Töchter Hochzeit hielten“, der Nachtruhe oblag. Nur das grauenvolle nächtliche Treiben der Verbrecher störte sie davon auf, die Fragmente aufgehängter Herren der Schöpfung zu verdauen. Die

wahnwitzigen Menschen wollen einen Finger des Gehenkten, um sich unsichtbar, kugelfest zu machen, seine Haare, Fingernägel, um ihren Mitmenschen zu schaden. Das vernunftlose Gevögel konnte manche solcher Szenen des Aberglaubens den vernunftbegabten Menschen verriichten sehen.

Und gierig lauerte es, wenn der Henker seine grause Arbeit tat. Auf Bildern aus entschwundenen Zeiten, die das Hochgericht zur Darstellung bringen, fehlen die Raben selten, wie sie auf ihr Opfer warten, das eben der Henker zerfleischt, rädert, vierteilt, henkt. Sie sehen das aufspritzende Blut. Verlangend krächzen sie auf und umstürzen tollen Fluges den Ort einer barbarischen Justiz; sie hören das Wimmern und Aechzen des Gefolterten, es ist ihnen Musik. Bussarde und Milane sind ihre Trabanten, und auch kleineren Vögeln wurde die Teilnahme am vogelweltlichen Henkermahle zugeschrieben, meist mit Unrecht. So gibt schon der alte Gesner von den Kreuzschnäbeln an, dass sie „der toten Schelmen geleben,“ d. h. die Gehängten anfressen, was natürlich nicht der Fall ist. Den Galgenvögeln überantwortete man nach alten Bannformeln auch den entflohenen Verbrecher, der deshalb „vogelfrei“ war, welcher Ausdruck schon dahin ausgelegt wurde, dass man den Fehlbaren, d. h. seinen Körper den aafressenden Vögeln zur Speise freigebe.

Natürlich erwartete den Leichnam des Gerichteten nicht nur bei uns zu Lande das Los, von den Vögeln angefressen oder vertilgt zu werden; je mehr Aafresser in einem Lande und je barbarischere Gerichtsgebräuche daselbst herrschen, um so eher kommt er auch in diesen Fall. Bekannt ist dieser schon aus mehreren Stellen des Alten Testaments und dadurch für Aegypten, Palästina und Syrien festgestellt. In Asien wird noch heute vielfach in dieser Weise dem Vogel in den Schnabel gearbeitet. Der Körper des Enthaupteten in Siam wird von den Scharfrichtern in Stücke gehackt und die zerfetzten Reste bleiben den Geiern. Da ist diesen also die Arbeit leicht gemacht; ihre Vertreter im Norden und Osten, die Raben, müssen schon etwas mehr Mühe anwenden. In Yünnan und in anderen chinesischen Provinzen erleichtern sie den Galgen, und eine überall verbreitete Landessitte. gewährt ihnen im weiten Reiche des Zopfes einen Beitrag zu

ihrem Wohlleben. Eugen Wolf sah an einem chinesischen Stadttore, Gustav Kreitner an einem Tore der chinesischen Mauer Käfige hängen. In ihnen lagen die braunschwarzen, halbverwesten Köpfe von Gerichteten. „Eine zudringliche Gesellschaft krächzender Raben bemühte sich erfolgreich, die Ueberreste der Augen mit den Schnäbeln auszuhacken und die Wangen gänzlich zu zerfleischen,“ erzählt Kreitner. Wie mehrere Forscher bemerken, und wie in der Folge aus Reiseberichten erhellt, gelten den vogelweltlichen Aasfressern die Augen ihrer Opfer als die höchste Delikatesse. — Auch im dunklen Erdteile werden die Hingerichteten vielfach den Vögeln überantwortet. Im Königreiche Gera (südlich von Abessinien) werden heute noch gewisse Verbrecher gevierteilt, wobei die Glieder des Unglücklichen zerstreut und den wilden Tieren als Futter hingeworfen werden (Cecchi, Fünf Jahre in Afrika, Seite 248). Wie der Missionär Moorlang bei Beschreibung einer Hungersnot im Negerreiche Bari in Zentralafrika erzählt, wurde dem dortigen Regenmacher die Schuld an dem Uebel zugeschrieben. Seine Stammesgenossen verfolgten und ermordeten ihn. „Man schlitze ihm den Bauch auf und liess ihn von den Geiern auffressen“ (Petermanns Mitteil. 1863).

* * *

Auch ungeschützte Gräber und Friedhöfe werden auf manchem Erdflecke von zwei- und vierbeinigen Aasfressern aufgesucht. Das Wirken der Hyäne und wilder Hunde in dieser Beziehung ist bekannt. Und wo sich diese Tiere finden, gesellt sich ihnen gern der Geier bei. Halliburton besuchte zur Zeit der Pest die um Kairo zerstreuten Begräbnisstätten. Die Gräber waren zwischen den Bergen von Unrat, welche die Stadt umgaben, gebettet. „Fleischfressende Tiere und Vögel sind während der Nacht im Besitze des Platzes,“ sagt der Reisende (Aus dem Osten, Seite 227). Und wie hier ist es noch an manchen menschlichen Leichenstätten des sanitärisch tiefstehenden Orients. Geier und Raben füllen die Mauern und Bäume in der Nähe dieser Orte, an denen sie wohlfeile Kost finden. Vielleicht stört sie der Mensch während ihres Fressens; ein Kirchendiener, ein Priester, ein Besucher kommt. Nur langsam weichen die blutbeschnittenen Kerle zurück, schlagen ungeduldig die Flügel und schreien gierig.

Und wendet sich der Störer wieder dem Tore zu, gleich huschen, hüpfen und springen sie wieder hinzu, Hunde und Geier, keifend, kreischend und miteinander kämpfend, dichte Knäuel bildend.

Namentlich dann, wenn das Grab nicht genügende Tiefe hat, ist dem Aasfresser entgegengearbeitet. Beschaffenheit des Bodens, Trägheit des Menschen, der Mangel an Werkzeugen und alte Sitte tun solche Dienste. Die Birmanen verbrennen zwar in der Regel ihre Toten, doch haben sie auch Begräbnisplätze, wobei aber die Leichen nur etwa 3—4 Fuss tief begraben werden, so dass sie die wilden Hunde häufig herauscharren. Der Chinese geht in solcher Nachlässigkeit noch weiter. Fast ausnahmslos bestattet er den Toten über der Erde, indem er einen Erdhügel über dem Sarge aufwirft. „Sehr häufig“ aber unterlässt er letzteres und er stellt auch nicht, wie es etwa gebräuchlich ist, aus Ziegelsteinen eine Art Gruft dar, sondern er stellt den Sarg einfach ins Freie, wo er bei dem Witterungswechsel bald zerfällt. Jedenfalls kann ihn der Wiedehopf häufig als Nistplatz benutzen, weshalb er bei den Chinesen „Sargvogel“ heisst. Die in China sehr häufigen und nicht verfolgten Krähen werden an diesen Todesstätten auch zu ausgiebiger Beute kommen.

Noch mehr derselben erhalten sie und ihre Tafelgenossen aber von denjenigen Menschen, die ihre toten Brüder fast unverhüllt oder nackt der Einsamkeit der Natur übergeben, sie aussetzen.

2. Die Aussetzung menschlicher Leichen.

Es gibt kaum eine denkbare Weise, in der die Toten beigesetzt werden können, die nicht auf irgend einem Erdflecke und zu irgend einer Zeit in Anwendung gekommen wäre. Die zerstörende Kraft der mütterlichen Erde, die verzehrende des Feuers, die zersetzende der Luft, die verbergende des Wassers wurden in Anspruch genommen; einige brasilianische Volksstämme trinken sogar ihre Toten, d. h. sie mischen deren Asche unter das Trinkwasser.

Die Ueberantwortung eines Leichnams an die Luft oder auch etwa an das Wasser ist nun nichts anderes als ein Beitrag in die Küche der aasfressenden Tiere und namentlich an die Vögel, indem man den Körper meist an einem Orte aussetzt, der von Quadrupeden nicht erreicht werden kann. Nicht, dass bei der Aussetzung der Leichen

stets auch an das zerstörende Eingreifen der Vögel gedacht würde. Aber naturgemäss werden diese gelegentlich von dem Brauche Nutzen ziehen, von dem Leichnam schnabulieren, ob er für sie bestimmt sei oder nicht, wenn man ihn nicht durch Schutz- oder Trutzmittel der Luft allein zugesichert hat. Aus diesem Grunde ist es am Platze, auch der Verbreitung der Leichenaussetzung zu folgen, um dadurch den Ausbau einer vogelweltlichen Futtergelegenheit zu kennzeichnen.

Im Altertume war die uralte Sitte häufig angewandt, selbst bei Völkern, die sonst andere Beisetzungsarten übten. Strabo berichtet aus Baktrien, dass man hier die Toten liegen und von den Hunden verzehren liess. Nach Apollonios Rhodos hängten die Kolchier die Leichen, allerdings in Felle gehüllt, an den Bäumen auf. Und von den Barkäern, einem abendländischen Volke, weiss Aelian zu berichten: „Sie halten den infolge von Krankheit eintretenden Tod für verächtlich und verbrennen diejenigen, welche im Frieden dahinsterven; diejenigen aber, welche im Kriege gefallen sind, legen sie, um sie als tüchtige, tugendhafte und tapfere Männer zu ehren, den Geiern zur Speise hin, denn diese Tiere gelten bei ihnen für „heilig“. Eine Entledigung speziell von Kindern durch Aussetzung kennen wir ja auch von den Spartanern und Athenern.

Namentlich aber existierte diese künstliche Art der Zurückhaltung einer menschlichen Degenerierung im mittleren und nördlichen Europa, wodurch man eben auch dem Raubgevögel unabsichtlich zu Futter verhalf. Bei den Germanen geschah es häufig, dass man missgestaltete oder unwillkommene Kinder überhaupt einfach in den Wald legte; später deponierte man sie in der Nähe der Kirchtüren. Eine Menge deutscher Sagen enthält Beispiele und Hinweise auf diese Aussetzung in Wald und Kirchhof, den Findelhäusern der Vorzeit. Auch bei den Esthen war sie in vorgeschichtlicher Zeit in Gebrauch, wie A. C. Winter an der Hand eines alten Liedes ausführt (Globus, Band 81, Seite 201 ff.), in welchem der Ausgesetzten die Worte in den Mund gelegt werden:

„Selber hiesst ihr mich zum Moore bringen,
Nieder in die grosse Niederung,
Sollten mich fressen grosse Vögel,
Dann zerhacken grosse Habicht!“

Nicht ertrinken oder nur verhungern sollte also das Kind, dessen Schicksal in den Sagen nicht immer so genau bezeichnet ist wie hier; den Aasvögeln ward es ausdrücklich geweiht, wie auch eine andere Stelle des Liedes beweist. Da das Kind glanzvoll, von Feenhand gerettet, zurückkehrt, ruft eine dem Kinde wohlgesinnte Verwandte den bösen Eltern zu:

„Werft die Frühgeburt ins Moor,
Dass sie Habichte zerhacken,
Grosse Vögel fressen sollten! —“

Auch in Afrika treffen wir die absichtliche Aussetzung der Toten oder unbrauchbarer Lebender, mit dem allgemein gehaltenen Grundsatz, ihrer los zu sein, welches Schicksal ihrer auch warte oder mit dem bestimmten Zwecke, die Raubtiere ihre Vertilger sein zu lassen. In Djagga ist es verboten, weisse Geier zu töten, da sie nach Kersten „die unbeerdigten Leichen verzehren“. Die Indolenz der Eingebornen dieser Gegend und des Sudans mochte einstens den Futtertisch der Vogelwelt mit dem Artikel Menschenfleisch reichlich versehen. Brehm sagt von El Obeid, der Hauptstadt Kordofans: „Früher soll man sogar Menschenleichen mitten in der Stadt unbeerdigt liegen gelassen haben; jetzt geschieht es, wenn es auch neuere Reisende behauptet haben, nicht mehr.“ Die Toten absichtlich den Tieren des Waldes zu überlassen, ist eine Sitte des Massai-Landes. „Stirbt der Vater eines Kriegers, so begibt sich letzterer in den Kraal der Verheirateten (den Aufenthalt des Vaters), nimmt den Leichnam auf die Schulter und wirft ihn ausserhalb des Kraals hin. Am anderen Morgen zeigt er höchstens ein grimmiges Lachen, wenn bei seinem Morgengange er einige frisch abgenagte Gebeine beiseite stösst und einige widerwärtige Hyänen und Marabu-Störche sich wegschleichen sieht“ (Hellwald, Die weite Welt, Seite 152). Letztere Vögel, die Kropfstörche, sind es gerade hier namentlich, welche eine urwüchsige unentgeltliche „Beerdigung“ der Menschenleichen übernehmen. — Diese jedoch einem solchen Grabe zu überantworten, gilt auch bei den Negern meist als unschicklich, der Vogelmagen als unwürdiges Grab, das deshalb nur Verbrechern, Sündern und minderwertigen Menschen zukomme. So glaubt man durch fast ganz Afrika. Ein bezüglicher Fall wurde oben

schon angegeben; weitere Belege mögen folgen. Hat Gott (Kalunga) einen Menschen verlassen, indem er ihm allerlei Unglück in reichem Masse sandte, so ist ihm nicht mehr zu helfen, glauben die Ovambo. Er selbst wird von den ihm nahestehenden gemieden, „und wenn er gestorben ins Feld geschleppt und für die Hyänen und Aasvögel liegen gelassen“ (Globus, Band 71, Seite 342). P. Andreas Hartmann, der 1900 eine Reise nach der Südküste des Tanganjikasees unternahm, sagt von einer in diesem liegenden steinigem Insel in der Nähe von Kala: „Früher setzte man die Aussätzigen auf diese nackten Blöcke aus und liess sie da verhungern und ihre Leiber von den Geiern verzehren“ (Globus, Band 79, Seite 201). Bei vielen afrikanischen Stämmen werden missgestaltet geborene Kinder vielfach eine Beute der wilden Tiere, da sie meist getötet und dann nicht begraben, selten aber aufgezogen werden. Bei den Wakikuyu muss die Mutter, so schwer es ihr auch körperlich fällt, ein solches Kind am Tage der Geburt in eine Haut gebunden in den Wald tragen, in eine seichte Vertiefung legen und nur mit etwas Holzasche überdecken. In Unika erwürgen die Häuptlinge, welche solche Kinder erhalten, dieselben im Walde. Bei den Wazegua werden die erdrosselten Kleinen in den Wald getragen und ein leerer Kochtopf über sie gestülpt; eine weitere Beerdigung erfolgt nicht. (Vergleiche Zeitschrift für Ethnologie 1878, Seite 390 ff.) Wird auch die Hyäne in diesen Fällen den Hauptanteil an der Beute haben, so mag doch auch mancher Knochen vom Geier benagt werden.

Auf asiatischem Boden wird die Aussetzung der Leichen heute noch am häufigsten geübt. Uralte orientalische Sagen beweisen ihre Existenz in vergangenen Zeiten, wie denn auch das alte Testament mehrere Hinweise auf die Unsitte der Beseitigung einzelner Nachkommen enthält. Und noch jetzt stellen die M'Kuali (nach Pickering) ihre Toten in den Busch, damit sie von den Tieren gefressen werden (Zeitschrift für Ethnologie, Band 1, Seite 159). Auch die Karehn trugen vor Ankunft der amerikanischen Missionäre ihre Toten gewöhnlich in den Wald und liessen sie dort liegen (Zeitschrift für Erdkunde, Band 7, Seite 143). Und dass auch im Norden nicht mehr Umstände mit den Toten gemacht wurden, sagt schon Strahlenberg mit den Worten:

„Diejenigen, so in der Stadt Jakuchtski sterben, lassen sie auf den Gassen liegen, dass die Hunde die toten Körper zum öftern fressen“ (Zeitschrift für Ethnologie 1870, Seite 423). In China ist die Aussetzung bekanntlich Normalform, wenn es sich um überzählige Kinder, namentlich Mädchen, handelt.

Der Zentralpunkt so geschaffener Futterplätze, auf denen sich auch die Vogelwelt sättigen kann, ist jedoch Südasiens und die nördliche Mongolei, wo die Leichenaussetzung jedoch in so grossartigem Massstabe und in solcher Eigenart stattfindet, dass sie besonderer Behandlung ruft. Vorher aber sei das Vorkommen des Brauches für die anderen Landgebiete der Erde in Kürze festgestellt.

Dass er in geschichtlicher Zeit gerade in der australischen Region als noch häufig vorkommend festgestellt werden konnte, hängt mit der niederen Kulturentwicklung der hier lebenden Völker zusammen. Zwar beerdigen nach Lubbock die meisten Australier ihre Toten; aber von dem Worrigel, der die Flussgebiete der Moë, des Thompson und Jarn bewohnt und auf der tiefsten Stufe der Entwicklung steht, ist es bekannt, dass er die Leichname in den Höhlungen der Eukalypten aussetzt. Und Meinicke bemerkt von den Torres-Insulanern, die mit den Bewohnern von Neuguinea verwandt sind, dass sie ihre Toten auf Gerüsten aussetzen und sie erst nachher begraben (Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde, Neue F., Band 3, Seite 115); hier zeigen sich also alte und neue Sitte vereint. Auch die Maoris auf Neuseeland beerdigten die Leiche entweder sofort oder erst, nachdem ihr Fleisch an der Luft verwest war, indem man sie auf ein kleines Gerüst gesetzt hatte (Lubbock, Entstehung der Zivilisation, Band 2, Seite 168).

Wie wir sehen, reichte die Sitte also vom südlichen Indonesien oder eigentlich von der Torresstrasse über ganz Australien und Neuseeland. Sie dehnte sich aber auch über Polynesien aus und fand sich naturgemäss bei den östlicheren verwandten Völkern auf dem amerikanischen Kontinent. Die Tahitier verfahren mit den Verstorbenen ähnlich wie die Neuseeländer (Lubbock 2, Seite 185). Bei beiden Völkern bedeckte man die Leichen mit einem Tucho.

Ebenso nähmen die Indianer Columbias und vieler Präriestämme ihre Toten in Tuch oder Felle ein und setzen sie aus (Lubbock 2,

Seite 228). Die Tinneh im westlichen Nordamerika verzehren keine Raben und andere Aasfresser, weil sie die Leichen der von ihnen ausgesetzten Toten fressen (Globus, Band 29). Spuren der Leichenaussetzung finden sich auch noch in Südamerika. Die Patagonier schälen das Fleisch von den Knochen der Toten und setzen diese der Sonne aus (Lubbock 2, Seite 234). (Fortsetzung folgt.)

Vorläufiges über den heurigen Steppenhühnerzug.*)

Von Victor Ritter v. Tschusi zu Schmidhoffen in Villa Tännenhof bei Hallein (Salzburg).

Anknüpfend an meine in den Jagdzeitungen und Tagesblättern veröffentlichte Notiz: „Steppenhühner in Sicht“ möchte ich hier einen kurzen Ueberblick über das heurige Auftreten der Fremdlinge, soweit es sich augenblicklich übersehen lässt, geben und gleichzeitig meine Bitte um weitere möglichst genaue und ausführliche Angaben über selbe wiederholen.

Nach den ersten Mitteilungen aus Russland über das massenhafte Auftreten der Steppenhühner durfte man auch auf ihr zahlreiches Erscheinen in Deutschland und Oesterreich-Ungarn rechnen. Diese Erwartung hat sich bisher nicht erfüllt und aus beiden Reichen sind die dermaligen Nachrichten sehr dürftig. Allerdings entziehen sich jetzt die Tiere auf bebauten Kulturlflächen sehr der Beobachtung und werden gewiss zur Zeit der Eröffnung der Hühnerjagden öfters konstatiert werden; aber das lässt sich wohl schon jetzt sagen, dass ihr Auftreten weit hinter dem von 1888 zurücksteht, welches schon anfangs April begann, Mitte des Monats seinen Höhepunkt — und im Mai seine grösste Ausbreitung erlangte. Die bisher zu meiner Kenntnis gelangten Daten sind folgende:

Russland.**)

Unter dem 4. V. telegraphiert Professor M. Menz b i e r aus Moskau an die U. O. C. in Budapest, dass das Steppenhuhn in Zentral-Russland erschienen ist.

Am 15. V. schreibt Professor v. Kay g o d o r o f f aus St. Petersburg gleichfalls an die U. O. C., dass das Huhn in grossen Massen — in Scharen von 30 bis 40 Stück — in Südrussland beobachtet wird, so am

*) Die inzwischen eingelangten weiteren Daten werden später folgen. D. Verf.

***) Die Daten alten St. wurden auf neuen umgerechnet.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Ornithologische Monatsschrift](#)

Jahr/Year: 1908

Band/Volume: [33](#)

Autor(en)/Author(s): Sprenger Albert

Artikel/Article: [Geier und Rabe als Leichbestatter. 358-373](#)